

FREIWILLIGENARBEIT

Engagement kann mit einem «Grüezi» anfangen

Freiwilliges Engagement war früher selbstverständlich. Heutzutage ist es schwieriger geworden, für politische Ämter, Vereinsvorstände und Verbände Freiwillige zu finden.

Wo liegen die Ursachen, wie sehen Lösungsansätze aus? Zeit für ein Gespräch mit Markus Freitag, Professor am Institut für Politikwissenschaft der Universität Bern.

Vereine und Verbände gelten als sozialer Kitt. Doch abgesehen von den Sportvereinen fehlt bei vielen der Nachwuchs.

Wo sehen Sie die Gründe dafür?

Markus Freitag: Vieles hat mit dem Zeitgeist zu tun. Im Vereinsleben verpflichtet man sich zu etwas. Diese Verpflichtung widerspricht aber dem Geist des grenzenlosen Freiheitsdrangs – gerade bei der Jugend. Zudem möchten gerade junge Erwachsene ungebunden sein, Vereine hingegen aber fordern regelmässiges Engagement. Jugendliche sind zudem immer wieder einmal recht hierarchiekritisch. Nun sind aber gerade Vereine hierarchisch organisiert, es gibt Vorstände und Regeln. Zudem spielen für viele Junge auch organisatorische und zeitliche Gründe eine Rolle. Sie verfolgen eine Karriere und schlagen gezielt eine berufliche Laufbahn ein. Beim Verein stellt sich dann die Frage, was die Tätigkeit für das eigene Fortkommen konkret nützt. Oftmals fehlt der Glaube an einen individuellen Nutzen der Vereinstätigkeit.



MARKUS FREITAG ist seit rund zehn Jahren Direktor und Ordinarius am Institut für Politikwissenschaft der Universität Bern. Im Zentrum seiner Lehr- und Forschungstätigkeit stehen die politischen wie sozialen Einstellungen und Verhaltensweisen in der Schweiz und im internationalen Vergleich. Eine Vielzahl seiner Arbeiten beschäftigt sich mit dem Konzept des sozialen Kapitals und dem politischen Charakter der Bürgerinnen und Bürger. Sein Buch «Das soziale Kapital der Schweiz» erschien im Verlag NZZ-Libro.

Wie dramatisch ist denn der fehlende Nachwuchs? Immerhin sind noch immer zwei Drittel der Bevölkerung in Vereinen eingebunden.

Es kommt darauf an, welche Statistiken man anschaut. In den 1970er-Jahren wurden erste Erhebungen gemacht, in denen Personen gefragt wurden, ob sie in einem Verein mitmachen. 95% bejahten diese Frage. Heute sind es nur noch 55 bis 65%. Nun

«Vor allem Jüngere sind heute viel weniger stark engagiert, als es die Jüngeren noch vor dreissig oder vierzig Jahren waren.»

ist «Mitmachen» etwas unkonkret formuliert und kann vieles bedeuten. Es gibt in Vereinen Aktivmitglieder, Passivmitglieder und freiwillige Helfer, also Trainer oder Leiter zum Beispiel. Für die Vereine ist es einschneidend, wenn sie keine Leitungspersonen und Helfer mehr finden. Die Sportvereine

oder Vereine im Bereich Kultur haben es etwas einfacher, engagierte Personen zu finden. Berufsverbände hingegen haben es schwerer. Durch fehlende Vorstände werden ganze Verbände lahmgelegt. Aber sicherlich ist der allgemeine Rückgang in der Vereinstätigkeit zu einem grossen Teil auch auf Nachwuchsprobleme zurückzuführen. Vor allem Jüngere sind heute viel weniger stark engagiert, als es die Jüngeren noch vor dreissig oder vierzig Jahren waren. Mitte der 1970er-Jahre waren 44% der Vereinsmitglieder zwischen 20 und 39 Jahren alt. Heute sind es nur noch halb so viele.

Warum ist das schlimm? Man könnte das hinnehmen als Tatsache. Die Welt verändert sich nun mal.

Verbände und Vereine haben diverse wichtige Funktionen. Sie sind generell wichtig für das soziale Leben in den Gemeinden, weil sie auf dauerhafte Beziehungen angelegt sind und feste Strukturen aufbauen. In einem geregelten Rahmen treffen sich Leute regelmässig, um zusammen etwas zu bewegen, ein bestimmtes Interesse zu verfolgen. Die Vereinsmitglieder verpflichten sich gemeinsam, Termine wahrzunehmen, an Sitzungen oder Trainings teilzunehmen. Dies bedeutet, dass sich ein ritualisiertes Wie-

dersehen etabliert. In einem Verein werden soziale Werte wie Hilfsbereitschaft, Kooperation, Toleranz eingeübt. Es entstehen auch Normen der Gegenseitigkeit, die sich anhand von beispielsweise Verpflichtungen, Erwartungen, aber auch Sanktionen äussern. Plakativ gesagt, Vereine tragen zum «sozialen Kitt» einer Gesellschaft bei. Lösen Vereine sich auf, geht auch das soziale Miteinander zu einem Teil verloren. Zudem können Vereine bei ihren Mitgliedern auch ein demokratisches Miteinander einüben und werden so zu Schulen der Demokratie.

Inwiefern könnte Corona die Entwicklung von Vereinen verändern?

Es kommt darauf an, wie lange die Krise dauert. Es könnte in beide Richtungen gehen: Vielleicht steigt das Bedürfnis nach sozialer Zugehörigkeit, nach organisierter Gemeinschaft. Umgekehrt besteht noch immer die Angst vor Ansteckungen. Man geht sozial eher auf Distanz. Glaubt man den Epidemiologen, wird die Pandemie noch länger andauern oder vielleicht durch eine andere Ansteckungskrankheit abgelöst. Das könnte die Vereine in Bedrängnis bringen. Im Extremfall geraten sie sogar in Vergessenheit.

Welche Rolle spielen soziale Medien?

Für die Vereine sind sie wichtige Instrumente, um sich zu präsentieren oder zu organisieren. Gerade für ältere Mitglieder in Vereinen sind soziale Plattformen wichtige Koordinationsinstrumente. Bei den jüngeren sind die neuen Medien hingegen eher eine Konkurrenz zu Vereinen.

Wie müssten sich Vereine und Verbände aufstellen, damit sie für die jungen Leute attraktiver werden?

Viele müssten über ihre Jugendprogramme nachdenken. Sie müssten ihre Mitspracherechte anpassen und ihre internen Karriereleitern überdenken. Es dauert oftmals zu lange, bis man Verantwortung übernehmen darf. Zudem könnten Vereine flexiblere

«In einem Verein werden soziale Werte wie Hilfsbereitschaft, Kooperation, Toleranz eingeübt.»

Mitgliedschaften anbieten. Wenn man sich für drei Monate für ein bestimmtes vereinsinternes Projekt verpflichten kann, könnte das weniger abschrecken als die Aussicht, von der Wiege bis zur Bahre einem Verein anzugehören.

Inwiefern können Lehrpersonen die Entwicklungen steuern?

Lehrer können das Thema sicher auch vorantreiben. Warum nicht einmal eine Projektwoche zum Thema Vereine organisieren? Die Schülerinnen und Schüler könnten dann von ihren auserschulischen Interessen und Hob-

bys berichten und zugleich für die Probleme der Vereine sensibilisiert werden. Das «Schweizer Zentrum Service-Learning» nimmt beispielsweise diese Gedanken bereits auf.

Nicht nur die Vereine und Vorstände beklagen Nachwuchs. Auch die Miliztätigkeit nimmt ab. Sind die Ursachen die gleichen?

Ja, es sind ähnliche Ursachen. Nur ist der Rückgang in der Politik noch viel dramatischer. Das könnte damit zu tun haben, dass man sich bei öffentlichen Ämtern zeitlich noch länger, für mehrere Jahre, verpflichtet. Zudem ist man in der Öffentlichkeit exponiert. In einer Gesellschaft, in der die Fehlertoleranz nicht sehr hoch ist, ist dieses Schauwindower eher abschreckend.

Welche Folgen könnte das für die Stabilität des politischen Systems haben?

Ein Milizsystem verkleinert den Graben zwischen Regierenden und Regierten. Die Politik wird daher als weniger abgehoben empfunden. Es entsteht politisches Vertrauen, und es beugt der Politikverdrossenheit vor. Diese Vorzüge leiden, wenn das Milizsystem schwächer wird.

Wo sehen Sie Auswege?

Es gibt verschiedene Ansätze, von Gemeindefusionen bis zum Amtszwang. Die Art und die Höhe der Finanzierung sind auch immer wieder ins Feld geführte Vorschläge. Man könnte öffentliche Ämter zum Beispiel zu Feststellungen in Teilzeitpensen umwandeln oder mit einer höheren Jahrespauschale entschädigen. Oder man könnte die Ämter arbeitsmarktrelevant zertifizieren, sodass sie nicht in Konkurrenz zum beruflichen Fortkommen stehen, sondern letzteres unterstützen. Gerade für jüngere Personen wäre auch eine Anrechnung eines Amtes in ETCS-Punkten bei Aus- und Weiterbildungen attraktiv. Längerfristig könnte man in den Schulen ansetzen, bei der politischen Bildung. Durch das

Verständnis am System, in dem wir leben, wird auch das Interesse geweckt, aktiv ein Teil davon zu sein. Denn was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.

Sie präsentieren in Ihrem Buch «Das soziale Kapital der Schweiz» 150 Ideen für die Gestaltung des Gemeinwohls. Welches sind jene, die wohl am einfachsten zu praktizieren wären?

All jene, die bei einem selbst anfangen. Der Tipp 54 zum Beispiel rät, aufmerksam zu sein, mit offenen Augen durch den Alltag zu gehen und spontan Hilfe anzubieten, wenn sie jemand braucht. Oder auch einfach Fremde zu grüssen. Das macht man sonst ja nur auf Wanderrouten. Aber warum nicht auch im Alltag? Augen offen halten. Es wäre ein Anfang.

*Lucia Theiler arbeitet für Radio SRF und führte für FOLIO das Pausengespräch.

Politik und Gesellschaft in der Schweiz

Das soziale Kapital der Schweiz

Markus Freitag (Hrsg.)

Verlag Neue Zürcher Zeitung